

und häufig auch in der christlichen Religion nur oberflächlich unterrichtete Menschen, haben sich von den nationalistischen Leidenschaften ergreifen und vielfach hinwegtragen lassen. Ihr nationales Gefühl lieferte ihnen die Argumente, den Geboten Christi zu entsagen, so daß die Kirche, aufs Ganze gesehen, neu beginnen muß, freilich gestützt auf einen kleinen Kern überzeugter Christen in den meisten Gemeinden.

Um was sollen wir also beten? Zunächst sicher um die Standfestigkeit der Missionare und der Gläubigen. Dann aber und vor allem um die Einpflanzung des Evangeliums und seiner Gebote in die afrikanische Mentalität. „Das Problem der Integration des Christentums in die Seele der Afrikaner ist noch nicht gelöst“, liest man im Kommentar des Päpstlichen Gebetsapostolates. Der Kongo liegt nicht nur geographisch im Herzen Afrikas, sondern er liegt auch nach seiner Geschichte im Herzen der christlichen Mission in Afrika. Wie sie sich im Kongo durchsetzen wird, das dürfte in ganz Mittelafrrika nachwirken; sie hat im Kongo eine Schlüsselposition.

Diese Position legt es der Kirche auf, neue Wege zu suchen, um die Seelen der Afrikaner für das Evangelium bereit zu machen. Wie man das immer wieder erlebt, sind sie erstaunlich offen für die Botschaft Christi; aber als Afrikaner, als Menschen mit einer eigenen Veranlagung. Man muß also auch darum beten, daß die römische Kirche für diese ganz andersgearteten Menschen den Weg zu ihrem Heil findet und ihre Traditionen zu assimilieren vermag.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Verlautbarung der bayerischen Bischöfe zur Schulbildung auf dem Lande

Unterm Datum vom 22. April 1963 haben die bayerischen Bischöfe zu den Auseinandersetzungen um die Zentralisierung der Schulen auf dem Lande

Stellung genommen. Die Verlautbarung hat folgenden Wortlaut:

Die Auseinandersetzung um die Zentralisierung der Landschulen hat in der bayerischen Landbevölkerung große Unruhe hervorgerufen. Da diese Frage keineswegs nur eine organisatorische ist, sondern auch hohe weltanschauliche und religiöse Bedeutung besitzt, haben Priester und Laien immer wieder die Bitte um eine bischöfliche Verlautbarung geäußert. Die Wichtigkeit dieses Problems und ihre Verantwortung für das Landvolk haben die bayerischen Bischöfe zu der nachfolgenden Stellungnahme über die Schulbildung auf dem Lande veranlaßt, wobei die Frage der sogenannten Mittelpunkt- oder Verbandsschule in den Gesamtzusammenhang des ländlichen Bildungswesens eingeordnet wurde. Der wertvolle Rat erfahrener Fachleute war eine dankenswerte Stütze. Die bayerischen Bischöfe sprechen die Hoffnung aus, daß sich das christliche Landvolk der schicksalhaften Bedeutung der Bildung seiner Kinder und Jugendlichen bewußt wird und zu Lösungen kommt, welche die berechtigten Forderungen der Zeit mit den Grundsätzen christlicher Erziehung in Einklang bringen. An Regierung und Parlament richtet der bayerische Episkopat die Bitte, die Schulbildung auf dem Lande unter Wahrung der in der Stellungnahme näher aufgeführten Grundsätze tatkräftig zu fördern.

A. Die kulturelle Situation des Landes ist durch den Strukturwandel der Landwirtschaft, durch die Mehrschichtigkeit der Landbevölkerung, die Dezentralisierung der Industrie und die modernen Verkehrs- und Publikationsmittel verändert worden. Die Landbevölkerung stellt heute eine offene Gesellschaft dar, die im Begriff ist, eine neue eigenständige ländliche Daseinsform zu entwickeln. Angesichts dieser Tatsachen ist die Sorge um ein zeitgerechtes Bildungswesen auf dem Lande vordringlich geworden. Das ländliche Schulwesen bedarf einer besonderen Förderung; es darf nicht vernachlässigt oder gar diffamiert werden.

B. Die Landkinder sollen die gleiche Chance der Bildung und des gesellschaftlichen Aufstiegs haben wie die Kinder in der Stadt. Die Gleichheit der Chancen muß das gesamte Bildungswesen von der Volksschule bis zur Universität umfassen. Um den Begabungen auf dem Lande diese Möglichkeiten zu eröffnen, sind die Förderung, der Ausbau und die Errichtung weiterführender Schulen in ländlichen Gegenden erforderlich. Großzügige Erziehungsbeihilfen für begabte Landkinder müssen deren soziale Benachteiligung gegenüber den Kindern in der Stadt ausgleichen.

C. Die Volksschule auf dem Lande muß in erzieherischer und unterrichtlicher Hinsicht, in der Organisationsform und in der Ausstattung zu einer zeitgerechten Landschule gestaltet werden. Schon im Memorandum zur Frage der Zentralisierung des Volksschulwesens auf dem Lande vom 20. September 1961 erklärt die Kommission deutscher Bischöfe für „Familie, Schule und Erziehung“: „Wir verkennen nicht, daß unser Schulwesen stets von neuem überprüft werden muß, um festzustellen, ob es angesichts des Strukturwandels der menschlichen Gesellschaft und der raschen technischen Entwicklung unserer Tage, wovon auch unsere Dörfer nicht verschont bleiben, noch zeitgemäß ist.“ Eine Überprüfung der Situation der bayerischen Landschulen hat zu folgenden Ergebnissen geführt:

I. Die Landschule muß entscheidend dazu beitragen, daß dem Landkind Wert und Bedeutung seiner Beheimatung im Dorf und in der ländlichen Umwelt bewußt werden. Zugleich muß das Landkind dazu befähigt werden, die Einflüsse, die heute auch auf das Dorf und seine Bewohner einwirken, zu werten und zu ordnen. Die Landschule soll die Kinder auch für ihre soziale Verantwortung in der politischen und kirchlichen Gemeinde vorbereiten, wozu gerade auf dem Lande besonders günstige Voraussetzungen gegeben sind. Der Unterricht muß die Kinder dazu befähigen, sich in der modernen Arbeits- und Berufswelt zu bewähren.

II. Damit die Landschule diese Aufgaben erfüllen kann, ist ihre intensive und nachhaltige Förderung erforderlich.

1. Es muß eine zeitgerechte Landschulpädagogik entwickelt werden. Sie darf sich nicht auf die Zeit des Studiums an den Pädagogischen Hochschulen beschränken, sondern muß auch in der Fortbildung und Weiterbildung ihren Platz haben.

2. Auch organisatorische Maßnahmen können zur Förderung der Landschule beitragen.

a) Eine Zusammenlegung kleiner Schulen kann unter Beachtung der unten angegebenen Grundsätze sinnvoll oder sogar notwendig sein, wenn dadurch die unterrichtlichen Möglichkeiten verbessert werden und keine unzumutbaren Schulwege entstehen.

b) Die vollausgebaute Schule mit Jahrgangsklassen kann jedoch nicht das Ziel einer Landschulreform sein. Schon

die Vereinigung einklassiger Schulen zu zweiklassigen bedeutet eine erstrebenswerte und oft auch ausreichende Maßnahme.

c) Die Unterstufe der Volksschule soll möglichst im Dorf bleiben.

d) Ungeteilte Schulen, deren Zusammenlegung nicht möglich oder ratsam ist, sind durch eine bestmögliche Ausstattung und durch die Besetzung mit besonders geeigneten Lehrern in ihrer Wirksamkeit zu fördern.

3. Alle organisatorischen Maßnahmen sind nach folgenden Grundsätzen durchzuführen:

a) Nicht nur die Gemeinden, sondern auch die Eltern und die Religionsgemeinschaften sind bei der Organisation der Volksschulen zu beteiligen.

b) Die pfarrlichen und seelsorglichen Gegebenheiten müssen berücksichtigt werden.

c) Der bekenntnismäßige Charakter muß gewahrt bleiben.

4. Um der Landschule wie dem Dorfe gute Lehrer und Erzieher zu sichern, muß dafür gesorgt werden, daß die Landlehrer wirtschaftlich nicht benachteiligt sind.

Priesternot in der Diözese Passau Die Diözese Passau, die laut Kirchlichem Handbuch, Bd. XXV bei einer Gesamtzahl von 509 233 Bewohnern 476 484 Katholiken zählt und mit 93,6 Prozent den höchsten Katholikenanteil an der Bevölkerung unter allen deutschen Diözesen hat, leidet unter akutem Priestermangel. So wurden in diesem Jahr nur vier Neupriester geweiht. Mit den sich aus dieser Notlage ergebenden Folgerungen befaßt sich ein Hirtenschreiben des Passauer Oberhirten, Simon Konrad Landersdorfer, das am 19. Mai 1963 bei allen Gottesdiensten innerhalb der Diözese verlesen wurde. Es hat folgenden Wortlaut:

Schon am 1. Adventssonntag des Jahres 1960 habe ich mich, da der Priestermangel gleich einer immer dunkler werdenden Wolke über unserem Bistum heranzog, an die Priester meiner Diözese und an das Bistumsvolk gewandt, um Wege zu zeigen, wie wir diese Not gemeinsam auffangen könnten. Ich muß es heute nochmals tun, denn die Situation des Priestermangels hat sich seither in einem Maße verschärft, daß die damaligen dunklen Ahnungen noch um ein gutes Stück übertroffen werden. Der Priestermangel wird in diesem Jahr und im 1. Halbjahr 1964 wohl seinen schmerzlichsten Tiefstand erreichen. Traten im Vorjahr doch noch acht Neupriester in die Seelsorge ein, so werden heuer an Peter und Paul nur vier Neupriester für die Diözese geweiht werden. Begreiflich, daß die Aufrechterhaltung einer geordneten Seelsorge im ganzen Bistum zu harten Einschränkungen zwingt.

In dieser Not sehe ich mich veranlaßt, Klerus und Bistumsvolk in den einzelnen Pfarreien dringend zu bitten, die Zeichen der Zeit zu verstehen und den nun einmal notwendigen Einschränkungen, die dem Bischof und seinen Mitarbeitern wahrlich selber am wenigsten gefallen, Verständnis entgegenzubringen und durch die Bereitschaft aller, die verlangten Opfer auf sich zu nehmen, uns der göttlichen Hilfe würdig zu machen.

Ein Wort an den hochwürdigen Klerus

1. Zunächst ein Wort des Dankes an alle jene Priester, die in diesen Jahren bereits eine vermehrte Arbeitslast auf sich nahmen: viele Pfarreien, die früher einen Hilfspriester hatten, haben jetzt keinen mehr; die Doppellast ruht

nicht selten auf einem Priester, der vor Jahren auf eine solche Pfarrei ging, weil ihm ein Hilfspriester zur Seite stünde — auch mußten kleinere Seelsorgsstellen miteinander vereinigt werden. Freilich ist hier vielfach noch die Grenze durch das kanonische Recht gesetzt.

Viele Priester haben sich auch für Aushilfen in den Nachbarpfarreien im Dekanat zur Verfügung gestellt! Diesen allen sagt der Bischof aufrichtigen Dank.

2. Gerade die Tatsache, daß kanonische Vorschriften (Inamovibilität der Pfarrer) eine Zusammenlegung kleiner Pfarreien, abgesehen von Todesfällen, meist erst ermöglichen, wenn der Inhaber einer solchen Pfarrei durch die Übernahme eines anderen Postens — eventuell auch eines kleineren, der z. B. wegen örtlicher Distanz und ähnlicher Verhältnisse besetzt werden muß — den Weg hierfür frei macht, läßt mich allen Priestern solcher Pfarreien ernst ins Gewissen rufen: Es kann nicht verantwortet werden, auf eine kleine Pfarrei, in der vielleicht nur vier oder auch acht Religionsstunden zu geben wären, einen eigenen Priester zu setzen und den Priestern anderer, bedeutend größerer Pfarreien eine kaum mehr tragbare Last aufzubürden. Es hat den Bischof geschmerzt, wenn diesbezügliche Ersuchen an Pfarrer kleinerer Pfarreien tauben Ohren, ja der Ablehnung begegneten, auch wenn es nur Ausnahmefälle waren. Ich vertraue, daß Gehorsam gegen den Bischof und brüderliche Liebe unter den Priestern hier in Zukunft den rechten Weg weisen und die geforderten Entscheidungen treffen lassen.

3. Brüderliche Liebe muß in dieser Zeit immer wieder helfend über die eigene Pfarrei und den eigenen Berufskreis hinausgreifen.

a) Ich beauftrage die Herren Dekane, für einen „Lastenausgleich“ innerhalb des Dekanates besorgt zu sein. Das gilt für Krankheitsfälle von Priestern (dem Ordinariat ist es unmöglich, von sich aus noch Aushilfen zu stellen); das gilt für die Ferienzeit, um jedem Priester einen angemessenen Urlaub zu sichern (das Ordinariat kann heuer keinen Neupriester mehr als Urlaubsaushilfe anweisen).

b) Die Herren Dekane mögen auch Sorge tragen, daß manche Aufgaben über die Pfarreien hin „kräfteökonomisch“ geschehen.

Es kann z. B. ein Priester einen Jugendvortrag, einen Vortrag im Dritten Orden usw. doch in mehreren Pfarreien halten, während ein Konfrater einen Vortrag in einer anderen Gruppe dieser Pfarrei übernimmt. — Ähnliches gilt (und dies geschieht auch in manchen Dekanaten) für Aushilfen an Beichttagen, bei Schülerbeichten, an Anbetungstagen, ja selbst an Konkurstagen und in der Osterbeichtzeit.

c) Ich vertraue auch, daß im Lehramt tätige Priester, soweit ihre Freizeit nicht durch außerschulische Betreuung der ihnen anvertrauten Jugend, durch Mitwirkung in der Katholischen Aktion, durch Leitung in Heimen in Anspruch genommen ist, zumal an Samstagen und Sonntagen in brüderlicher Liebe, ohne daß es einer eigenen oberhirtlichen Vorschrift bedürfte, in der Seelsorge der zuständigen Pfarrei nach gegenseitiger brüderlicher Vereinbarung mitwirken.

4. Eine Freistellung von Diözesanpriestern, sei es zum Studium, sei es zu besonderen Aufgaben, kann bis Herbst 1964 nicht mehr erfolgen.

5. Alle Priester meines Bistums ermahne ich, in vorbildlicher Priesterliebe und in dem Wissen um die Not der Seelsorge alles zu vermeiden, was ihre Tätigkeit auf ein Nebengeleise schieben, lähmen oder gar ausschalten

würde. Derartige Vorkommnisse können das Herz des Bischofs und der guten Priester nur mit Schmerz erfüllen.

Eindrucksvoll trete jeden Morgen vor uns die Frage des hl. Bernhard: „Ad quid venisti?“

6. Daß vernünftige Sorge um Gesundheit und Erhaltung der Arbeitskraft durch eine geregelte Lebensweise, desgleichen gewissenhafte Vorsicht im Straßenverkehr heute auch den Priester im Gewissen verpflichtet, sei auch hier von meiner Seite aus eigens betont.

7. Möge die nunmehrige Not an Seelsorgspriestern, auch wenn sie nicht der Grund für das Laienapostolat ist, in allen Seelsorgern die Überzeugung festigen von der Notwendigkeit aktiver Laienarbeit in einem aktiven Pfarrausschuß. In einem gutgeschulten Pfarrausschuß vervielfältigt sich doch der Erfolg der Arbeit des Seelsorgers. Der Standpunkt des Seelsorgers „Ich mache alles allein“ ist grobe Selbsttäuschung. Er kann ja nicht mehr alles allein machen; wichtigste Dinge, wie sie die Seelsorge von heute nun einmal erfordert, bleiben dann ungetan.

8. Nicht zuletzt wolle jeder Priester, namentlich jeder bei der Jugend tätige Priester, immer wieder Priesterberufe zu wecken suchen. Besonders weise ich auch heute hin auf die Werbung von Späterufenen, die seit Jahren schon unsere regulären Kurse erfreulich ergänzen. Ausdrücklich möchte ich wiederholt davor warnen, durch Verdrossenheit über Mißerfolge in der Seelsorge den frohen Mut der jungen Menschen zu zerstören.

An das Bistumsvolk

1. Es ist mir ein Trost zu wissen, daß die Sorge des Priestermangels auch die Sorge vieler Christen in meinem Bistum ist. Ich weiß um ihr Beten, um ihr Opfern in diesem Anliegen und danke ihnen dafür von Herzen.

Viele, auch in den durch von meinem Ordinariat getätigte Maßnahmen betroffenen Pfarreien, suchen das zu verstehen und schicken sich in die nunmehr zu bringenden noch nicht gewohnten Opfer.

2. Auf der anderen Seite steht aber auch eine nicht geringe Schar, die bei der geringsten Änderung in der bisher gewohnten Seelsorge ihrer Verärgerung manchmal sogar in Drohungen Luft macht, schriftlich oder mündlich bei meinem Ordinariat Beschwerde erhebt. Diesen muß ich nochmals in aller Eindringlichkeit sagen: Jede Maßnahme auf dem Sektor der Stellenbesetzung wird von mir und meinem Ordinariat in voller Verantwortung für die ganze Diözese getroffen! Einsprüche dagegen sind daher nutzlos.

Insbesondere erfolgt die Zusammenlegung von kleinen Seelsorgsstellen immer nur nach Abwägung aller Umstände, die vom Oberhirten wohl klarer gesehen werden als von der Lokalperspektive einer Pfarrei aus.

3. Nochmals muß ich dringend bitten, die im Zusammenhang mit dem Priestermangel geforderten Opfer im gläubigen Geist und in der übernatürlichen Schicksalsgemeinschaft mit der ganzen Diözese zu tragen.

a) Wenn wegen Zusammenlegung von Pfarreien in einer Pfarrei künftig nur mehr ein Gottesdienst am Sonntag sein kann, kann man es bei den modernen Verkehrsmitteln, die doch schon in jedem Dorf zur Verfügung stehen, leicht ermöglichen, auch in der Nachbarpfarrei die Sonntagsmesse zu besuchen. Man möge sich doch wirklich Rechenhaftigkeit geben, daß viele Christen, zumal in ausgedehnten Waldpfarreien, doch immer noch einen weiteren Kirchweg haben als die meisten Christen in zusammengelegten Pfarreien. Christlichen Autobesitzern müßte es doch eine

Selbstverständlichkeit sein, andere, zumal ältere oder behinderte Personen in ihrem Auto zur Kirche mitzunehmen.

b) Ausdrücklich muß ich darauf hinweisen, daß in der Urlaubszeit die Zahl der Gottesdienste an größeren Orten mit mehreren Priestern eingeschränkt werden muß, auf daß alle Priester einen angemessenen Urlaub erhalten können. Ich kann mich nicht dazu entschließen, für die Ferienzeit den Priestern Trination zu gestatten, d. h. am Sonntag dreimal die heilige Messe zu feiern. Die seelische und physische Anstrengung der Trination wirkt sich, wie Beispiele der letzten Zeit zeigten, an der Gesundheit der Priester aus.

4. Alle aufgeschlossenen Christen in den Pfarreien rufe ich erneut auf zur treuen Mitarbeit in der Seelsorge im Pfarrausschuß, in der Jugendbetreuung, auf caritativem Gebiet usw.

Vielleicht ist es eine Absicht Gottes, die hinter dem großen Priestermangel steht, daß die Christen alle mehr einsehen lernen, daß es schon vor aller Priesternot ihre Aufgabe war und ist, mit dem Hirten der Kirche das Gottesreich in dieser Welt und Zeit aufzubauen.

Ich spreche allen treuen Helfern und Heferinnen in den Pfarrausschüssen, in den kirchlichen Gemeinschaften, den Laienkatecheten und Katechetinnen und Seelsorgshelferinnen für alle treu geleistete Arbeit meinen bischöflichen Dank aus.

5. Ich wende mich an die katholischen Eltern, Lehrer und Lehrerinnen, nach Priesterberufen bei der ihnen anvertrauten Jugend Ausschau zu halten, sie zu wecken und tatkräftig zu fördern.

6. Ich werde nicht müde werden, immer wieder zum Gebet um Priesterberufe und um die Erhaltung des Berufs bei unseren Priesterstudenten in den Familien, in den Pfarreien und in den klösterlichen Gemeinschaften aufzurufen. Auf den Priesterdonnerstag, den Tag des Priestertums (Sonntag nach Peter und Paul, dem Tag der Priesterweihe in unserem Bistum — heuer am 30. 6.), sei besonders hingewiesen.

So laßt uns zusammenstehen, Bischof, Priester und Bistumsvolk, in treuer Opferbereitschaft, vor allem aber im innigen Gebet zum Vater droben im Licht, von dem alle gute Gabe — und Priesterberuf ist beste Gabe — kommt. In seinem Erbarmen möge er uns durch diese harten Jahre — auch sie sind ein Anruf Gottes — hindurch zu einer lichtereren Zukunft führen, in der unser Volk wieder genügend, vor allem aber gute, heilige Priester haben wird.

Osterreichs Beitrag für Mission und Entwicklungshilfe 1962/63

Die Katholiken Osterreichs haben 1962/63 für Mission und Entwicklungshilfe wie im Vorjahre (vgl. Herder-Korrespondenz 16. Jhg., S. 538 f.)

an die 50 Millionen Schilling aufgebracht.

An erster Stelle stehen die Päpstlichen Missionswerke mit 14,2 Millionen S direkt für die römische Zentrale und 350 000 S für andere Missionszwecke (Kalenderjahr 1962).

Den zweitgrößten Betrag erreichte die von den österreichischen Bischöfen ins Leben gerufene und von der Katholischen Männerbewegung durchgeführte Aktion im Advent „Bruder in Not“, nämlich 12,4 Millionen S. Bei dieser Aktion sammelte jede Diözese für einen besonderen Zweck:

Wien, wie im Vorjahr, für die Errichtung eines Heimes

für afrikanische und asiatische Studenten als Ergänzung des bereits bestehenden Afroasiatischen Institutes;

Graz, gleichfalls Hochschulstadt, wie im Vorjahre für das im Rohbau bereits fertige Afroasiatische Institut;

St. Pölten, wo die verschiedenen Aktionen der Männer und Frauen in eine einzige Aktion in der Fastenzeit zusammengefaßt und der hohe Betrag von 3,2 Millionen S erreicht wurde — nach Abzweigung von einer Million für die Korea-Aktion der Frauenbewegung —, für eine Sozialschule in Tananarivo (Madagaskar) und verschiedene Anliegen der Missionsbischöfe in Bali, Formosa, Indien, Süd- und Ostafrika;

Linz, für ein Spital in Kerala (Indien) und verschiedene kleinere Werke in Bolivien und Formosa;

Salzburg, wo bereits in den vergangenen Jahren eine Aktion der katholischen Männerbewegung 2,5 Millionen S aufgebracht und damit — auf Grund der großen Eigenarbeit der Missionare und der niederen Lohnkosten — Schulen, Lehrwerkstätten und Spitäler errichtet bzw. ausgestattet hatte, für die Insel Flores;

die Apostolische Administratur *Innsbruck-Feldkirch*, die mit 5,2 Millionen S fast die Hälfte des Gesamtbetrages aufbrachte, für ein Aussätzigendorf bei Taegu und eine Flüchtlingssiedlung von 45 Häusern bei Pusan, beides Korea;

die Diözese *Eisenstadt*, die wie St. Pölten eine einzige Aktion in der Fastenzeit durchführte und dabei die für ein Land von 240 000 Katholiken beträchtliche Summe von 1,6 Millionen S erreichte — nach Abzweigung von 400 000 S für die Aktion der Frauenbewegung —, für ein Spital bei Kerala und ein Internat in Bahia (Brasilien).

Der Familienfastag, zu welchem die Katholische Frauenbewegung seit 1958 jeweils in der Fastenzeit aufruft, um durch einen fühlbaren Verzicht an einem Tag entsprechende Gelder aufzubringen, erbrachte (einschließlich der in den Diözesen St. Pölten und Eisenstadt von den Gesamtsummen abgezweigten Beträge) 8,2 Millionen S. Wie in früheren Jahren wird der Betrag für Korea verwendet werden, um die begonnenen Werke weiterzuführen. Es handelt sich zum größten Teil um strukturelle Hilfe: Musterfarmen, Lehrwerkstätten, gewerbliche Betriebe, technisch-gewerbliche Schulen, ein Spital und sonstige ärztliche Betreuung, besonders der Leprakranken. In Pusan wird, nachdem bereits von den Mitteln des vergangenen Jahres ein Haus für 30 Flüchtlingfamilien errichtet wurde, ein zweites, ebenso großes Haus gebaut (Kosten: nur 45 000 Dollar für ein Haus!). Ferner werden Stipendien für 80 in Korea studierende Koreaner gestiftet, während für 50 in Wien studierende afroasiatische Studenten, meist Koreaner, aus anderen Mitteln der Katholischen Frauenbewegung Stipendien in Höhe von 720 000 S ausgegeben werden.

Ergänzt wurde diese Aktion durch die Katholische Jung-schar, die ihre Mitglieder aufforderte, durch Verzicht auf Süßigkeiten und Vergnügen Hilfe zu ermöglichen. Während im Vorjahr eine Gruppe elternloser Kinder unterhalten und der Grund zur Errichtung eines Kinderdorfes in Taegu angekauft wurde, wird mit dem Betrag dieses Jahres (etwa 350 000 S) das Kinderdorf gebaut. Diesem Projekt schloß sich auch der Schöpfer der österreichischen Kinderdörfer, Hermann Gmeiner, an, der durch eine eigene Aktion das Geld für die Errichtung einiger Häuser aufbringen und dem Bischof zur Verfügung stellen wird. Ein besonders großer Erfolg war diesmal dem Dreikönig-singen der Katholischen Jung-schar beschieden: 8,3 Mill. S

(Vorjahr 6,5 Mill.). Damit wird in der Hauptsache ein Priesterseminar in Haidarabad (Indien) gebaut.

Zu diesen Leistungen kommen noch die der Diözesan-Caritasstellen, die im Kalenderjahr 1962 — soweit man dies erfassen kann — über 1,9 Mill. S betragen. Der größte Teil dieser Summe wurde und wird für die Leprakranken in Senegal verwendet, nämlich 1,1 Mill. S: Mehrere Fahrzeuge sind ständig unterwegs, um die Kranken in den Dörfern aufzusuchen und mit Medikamenten, was ja heute möglich ist, zu heilen. Man hofft, in etwa fünf Jahren die ca. 50 000 Leprakranken geheilt zu haben. Weitere Aufwendungen der Caritas für die Entwicklungsländer sind 300 000 S für die Flüchtlinge in Hongkong, 170 000 S für die Opfer der Erdbebenkatastrophe in Persien, wo ein eigenes kleines Dorf im Entstehen ist, und 120 000 S für die Leprabekämpfung in Korea.

Neben der materiellen Hilfe gewinnt die personelle Hilfe immer größere Bedeutung. In Korea arbeiten derzeit bereits zehn Helferinnen, davon vier für Leprakranke und zwei für die Babies von Leprakranken.

Die Katholische Landjugend hat für den Bau eines Katechistendorfes in Karema, Tanganjika, in den vergangenen Jahren insgesamt 1,2 Millionen S aufgebracht und trägt derzeit die laufenden Kosten für Ausbildung, Reise und teilweise Aufenthalt der fünf Entwicklungshelfer, die gegenwärtig in Karema tätig sind. Der eine ist Maurer und baut mit Afrikanern, die er anlernt, die Schule und die Wohnblocks der Katechisten; der andere ist Schlosser und Mechaniker; der Bauer hat eine Musterfarm eingerichtet und ist neben dem Afrikaner, der der Chef ist, maßgeblich an der Führung des Betriebes beteiligt. Von den weiblichen Helfern ist die eine Krankenschwester und führt ein Ambulatorium, die andere Hauswirtschaftslehrerin. In anderen Überseeländern, besonders in Südamerika, sind weitere sieben Mitglieder der Katholischen Landjugend tätig.

Die Katholische Arbeiterjugend, die bereits 1961 eines ihrer Mitglieder nach Rhodesien geschickt hat, um dort eine einheimische KAJ ins Leben zu rufen, konnte im Mai 1963 einen zweiten Mann mit gleicher Aufgabe nach Tanganjika entsenden. Die Kosten für Ausbildung, Reise und Aufenthalt trägt die KAJ. Weitere Fachkräfte stehen in Ausbildung.

In den genannten Fällen handelt es sich um Entwicklungshelfer bzw. Laienmissionare, die von den Zentralstellen in Wien entsendet werden. Darüber hinaus schicken aber auch die einzelnen Diözesen Entwicklungshelfer aus. Die Tendenz geht jedenfalls dahin, daß immer mehr Laienkräfte zur Übernahme dieser Aufgaben bereit sind.

Wenn man auch die Leistungen der MIVA und der verschiedenen Organisationen und Pfarren hinzunimmt, worüber keine rechte Übersicht zu gewinnen ist, dürfte an der Gesamtsumme von 50 Millionen Schilling nicht viel fehlen. Gegenüber den früheren Jahren ist bei den österreichischen Katholiken die Einsicht in ihre Verpflichtung für Missions- und Entwicklungshilfe erheblich angewachsen.

Eine weitere Initiative für personelle Hilfe ist das „Institut für internationale Zusammenarbeit“, das zu Beginn dieses Jahres von der österreichischen Sektion der Pax-Christi-Bewegung gegründet worden ist (Wien I, Annagasse 20). Es will — außer Information und Werbung in einer breiteren Öffentlichkeit — vor allem Akademiker mit abgeschlossener Fachbildung und entsprechenden

Sprachkenntnissen zu Fachkräften für Entwicklungshilfe ausbilden (Technical Assistance). Zu diesem Zweck veranstaltete das Institut im Juni einen zweiwöchigen Kurs über die Grundprobleme, bei welchem in Zusammenarbeit mit den entsprechenden Organisationen des Auslandes erste Fachleute, u. a. Professoren vom „Institut Internationale de Recherche et de Formation en vue du développement harmonisé“, Paris, und von der Universität Löwen als Vortragende gewonnen wurden. Der Kurs hatte 30 ständige Teilnehmer. Er wird als Fernkurs fortgesetzt und zu Jahresende mit einem zehntägigen Seminar abgeschlossen werden. 1964 werden bereits aller Voraussicht nach zehn bis zwölf Teilnehmer, darunter zwei Ärzte, zwei Diplomlandwirtehepaare sowie Lehrer an Höheren Schulen und Techniker, ihre Arbeit in den Entwicklungsländern aufnehmen können.

Aus Süd- und Westeuropa

Erfolge der Bibel in Spanien Allein in der großen Buchreihe „Biblioteca de Autores Cristianos“ der Editorial Católica wurden im Jahr 1962 110 000 Exemplare der vollständigen Bibel verkauft (Vulgata sowie die spanischen Übersetzungen von Nacar-Colunga und Bover-Cantera); hinzu kamen ähnliche Stückzahlen des Neuen Testaments und einzelner Evangelien. Außerhalb der Editorial Católica gibt es noch Bibelausgaben bei „Apostolado de la Prensa“ (von Petisco-Torres Amat), „Obra de Cooperación Hispanoamericana“ sowie bei den Steyler Missionaren von Estella.

Neuregelung der Priesterausbildung in französischen Diözesen Sechs französische Bischöfe haben sich angesichts des immer stärker fühlbar werdenden Priestermangels in Frankreich entschlossen, die Priesterausbildung in ihren Diözesen organisatorisch auf eine neue Grundlage zu stellen. Es handelt sich um die westfranzösischen Bistümer Blois, Chartres, Laval, Le Mans, Sées und Tours. Die Bischöfe haben ihren Entschluß in einer gemeinsamen Mitteilung an die Gläubigen ihrer Diözesen bekanntgegeben (vgl. „La Croix“, 11. 5. 63). Die Neuregelung für die sechs Diözesen tritt mit Beginn des neuen akademischen Jahres im Herbst 1963 in Kraft. Sie sieht eine vollständige Zusammenlegung der Seminare der Diözesen vor. Die einzelnen Diözesen, deren Katholikenzahlen zwischen 250 000 und 400 000 liegen, werden künftighin auf die Unterhaltung eines eigenen Seminars zugunsten einer geistlichen Kräfteeinsparung verzichten. Zugleich wird der Bildungsgang der Theologen in drei getrennte Abschnitte gegliedert: zwei Jahre Philosophie, drei Jahre Theologie, ein Pastoraljahr mit praktisch-pastoraler Einführung in die Seelsorgsaufgaben. Um allzu starke Kurse bei den Anfängern zu vermeiden und Mentalitätsverschiedenheiten Rechnung zu tragen, sind für das Philosophiestudium zwei Seminare vorgesehen, eines in Sées für die Diözesen Sées, Laval und Le Mans, das andere in Tours für die Diözesen Tours, Blois und Chartres. Das für alle sechs Diözesen gemeinsame theologische Seminar soll in Laval errichtet werden. Das Seminar für das Pastoraljahr soll im bisherigen Priesterseminar von Le Mans eingerichtet werden. In diesem Seminar, das einen „originären und der gegenwärtigen Situation angepaßten“ Charakter erhalten soll, sollen sich überdies die jungen Priester in den ersten Jahren ihrer Seelsorge in regelmäßigen

Abständen zur Vervollkommnung ihrer seelsorglichen Ausbildung zusammenfinden.

In ihrer Mitteilung bezeichnen die Bischöfe diese Entscheidung als einen Akt, der alle angeht und der für die Zukunft von entscheidender Bedeutung sei. Des weiteren erklären die Bischöfe, sie hätten sich nicht in erster Linie nur wegen des herrschenden Priestermangels zu der Maßnahme entschlossen, auch nicht bloß, um die Zahl der in den Seminaren beschäftigten Priester reduzieren zu können, sondern vor allem, um „den Diözesen die Priester geben zu können, die unsere Zeit braucht“. „Wir wollen“, so schreiben sie, „diesen jungen Leuten in der Zeit, wo sie sich anschicken, alles zu verlassen, um großmütig dem Ruf des Herrn zu folgen, eine Ausbildung im Geiste des Evangeliums geben, in der die freie Entfaltung ihrer Persönlichkeit berücksichtigt und die ihnen erlauben wird, in der Kirche ohne Vorbehalte und Kompromisse den Dienst an ihren Brüdern zu erfüllen.“

In der Absicht, der Theologenausbildung eine pastoralere Ausrichtung zu ermöglichen, berufen sich die Bischöfe ausdrücklich auf den neuen pastoralen Geist, den das Konzil geschaffen habe. „Ermutigt durch ein Konzil, das sich um den Dialog mit dem Menschen von heute bemüht, möchten wir, daß der von der Kirche vorgeschriebene Zyklus theologischer Studien unsere Seminaristen zur Erkenntnis einer Botschaft führt, die sie der gegenwärtigen Welt weiterzugeben imstande sind...“ Obwohl diese Entscheidungen nur einen Versuch darstellten, brächten sie doch schwerwiegende Folgen mit sich: für die Bischöfe, sofern die Neuregelung einen ersten derartigen Versuch in Frankreich darstellt, für die Vorstände und Professoren der neuen Studienhäuser, die den jetzigen und künftigen Lehrkörper bilden, und für die Seminaristen, die die Unannehmlichkeiten des Übergangs zu tragen haben.

Zur Diskussion über Geburtenregelung und Familienplanung In zunehmendem Maße befaßt sich die kirchliche und nichtkirchliche Öffentlichkeit mit den verschiedenen Aspekten der Geburtenregelung und der Familienplanung. In manchen Ländern und vor allem in Kreisen der Vereinten Nationen ist die Frage einer staatlich gelenkten Geburtenkontrolle gerade im Hinblick auf die Bevölkerungssituation in den Entwicklungsländern zu einem Politikum ersten Ranges geworden. Mehrere Episkopate aus Europa und verschiedenen Missionsländern haben in eigenen Hirtenschreiben oder Erklärungen zu den verschiedenen Aspekten der Frage aus der Sicht der Kirche Stellung genommen, so die Konferenz der Kardinäle und Erzbischöfe Frankreichs in einer gemeinsamen Erklärung anlässlich ihrer Frühjahrstagung 1961 (vgl. Herder-Korrespondenz 15. Jhg., S. 351). Auch in Deutschland haben Bischöfe und andere kirchliche Persönlichkeiten aus beiden Konfessionen sich wiederholt zur Frage als ganzer sowie zur Erlaubtheit bzw. Nichterlaubtheit chemischer Mittel zur Geburtenbeschränkung geäußert, wobei sich in der bisherigen Diskussion ein klarer Gegensatz zwischen katholischer und evangelischer Auffassung abzeichnete (vgl. Herder-Korrespondenz 16. Jhg., S. 117 und 459). Die Frage und die verschiedenen Versuche zu ihrer Bewältigung haben zudem in der moraltheologischen Diskussion der letzten Zeit einen starken Niederschlag gefunden (vgl. u. a. Herder-Korrespondenz 16. Jhg., S. 343 und 470). Aus allerletzter Zeit liegen vier Dokumente bzw. Ereig-

nisse vor, die sich in direkter und ausführlicher Form mit der Frage beschäftigen. Zwei stammen aus dem außerkirchlichen Raum: die Diskussion der Sozialkommission der Vereinten Nationen über den im Auftrag des UN-Generalsekretariates angefertigten Bericht über Überbevölkerung und Geburtenkontrolle (vgl. NCWC News Service, 6. 5. 63), in der die Frage nach der Erlaubtheit einer staatlich gelenkten Familienplanung das beherrschende Thema bildete, und das von der Französischen Bewegung für Familienplanung (Mouvement français de planing familial) veranstaltete internationale Kolloquium über die medizinischen, psychologischen und soziologischen Aspekte der Familienplanung, auf dem sich jedoch die Diskussion im wesentlichen auf die französische Situation beschränkte (vgl. „Le Monde“, 9. und 10. 5. 63). „Le Monde“ weist in einer Zusammenfassung des Diskussionsergebnisses vor allem auf die moraltheologisch relevante Tatsache hin, daß eine Reihe von Medizinern und Moraltheologen der Auffassung sei, die chemischen Mittel könnten allmählich in die Kategorie der sog. natürlichen Mittel für Empfängnisverhütung eingereiht werden, da sie den Geschlechtsakt als solchen in seiner Integrität nicht veränderten. Der Berichterstatter von „Le Monde“ weist auf einige katholische Vertreter, u. a. auf Prof. Ferin, Löwen, und P. Riquet, Paris, hin, die sich in dieser Richtung geäußert hätten.

Zwei weitere Stellungnahmen kommen von kirchlicher Seite: die erste vom Direktor des „Family Life Bureau“ der „National Catholic Welfare Conference“, Msgr. John C. Knott (vgl. NCWC News Service, 24. 4. 63). Knott tritt in einem Schreiben an eine katholische Familienorganisation der Erzdiözese New York Gerüchten entgegen, nach denen die Stellung der Kirche zur Empfängnisverhütung einer Revision unterzogen werden sollte. Hinweise auf eine mögliche Zusammenarbeit von katholischer Seite mit der Amerikanischen Gesellschaft für Familienplanung (Planned Parenthood Federation of America) bezeichnete er als „Unsinn“. Andererseits gab Msgr. Knott zu verstehen, daß auch eine Vervollkommnung der Methode der periodischen Enthaltbarkeit nicht „die ganze Antwort“ auf das Problem sein könne; er beklagte zugleich die groben Mängel in der sexuellen Erziehung der Jugend und die weitverbreitete Ratlosigkeit junger Ehepaare in fundamentalen Fragen der Ehe. Hier gelte es Tabus zu beseitigen und allmählich zu einer gesünderen und offeneren Haltung zu kommen. „Der Puritanismus unserer nationalen Kultur und der Jansenismus in unserem geistigen Erbe haben bei den amerikanischen Katholiken einen Kordon des Schweigens errichtet, der erst jetzt allmählich durchbrochen wird.“ Deswegen sei alles, was zu einer gesünderen und natürlicheren Ehe- und Sexualmoral bei den Katholiken beitrage, zu begrüßen.

Die Stellungnahme Bischof Bekkers'

Die zweite kirchliche Stellungnahme stammt von Bischof W. M. Bekkers von 's Hertogenbosch (Niederlande), die dieser im Anschluß an eine Diskussion im niederländischen Fernsehen zur Frage der Geburtenregelung abgegeben hat. Bischof Bekkers ging es in seiner Erklärung darum, die Frage der Geburtenregelung vom Wesen der ehelichen Gemeinschaft her zu sehen und zu interpretieren. Er ging von der Feststellung aus, die Kinderzahl falle in den Verantwortungsbereich der Familie und müsse deshalb von dieser selbst im Blick auf ihr Wesen gelöst werden. Man könne bereits sagen, die Geburten-

regelung sei daran, zu „einem normalen Aspekt“ des Auftrags der Ehegatten zu werden. Eine zu verantwortende Geburtenregelung müsse freilich die Zahl der Kinder „in Beziehung setzen mit allen Aspekten des ehelichen Lebens“. Weder die „Großfamilie“ noch die Kleinfamilie bedeute an sich ein Verdienst. „Jene, die die Ehe geschlossen haben, haben aus der Hand Gottes und unter seinem Segen ihren Lebensauftrag erhalten, der in zwei Brennpunkten konvergiert: erstens ein gemeinsames Leben in der ehelichen Liebe zu führen und zweitens gemeinsam eine gute Familie zu gründen und aufzubauen.“ Die auf der ehelichen Liebe gegründete Gemeinschaft der Gatten müsse deshalb im Zentrum der Familie stehen. Diese verfolge aber „in der Totalität der physischen Struktur des Menschen nach ihrem eigenen Ausdruck“. Diese eheliche Begegnung sei aber immer mehr als ein instinktiver biologischer Akt. „...mit diesem wahren und spontanen Ausdruck der Liebe muß die gegenseitige Verantwortung Hand in Hand gehen...“ Nur auf dem Boden dieser gegenseitigen Verantwortung, die die totale Liebesgemeinschaft widerspiegelt, könne die Frage nach der Zahl der Kinder sinnvoll gestellt werden. Die Eltern allein können kraft dieser Verantwortung entscheiden, welche Kinderzahl für sie die richtige ist und welche in ihrem konkreten Fall dem in der Ehe empfangenen göttlichen Auftrag entspricht. „Ihre Liebe und ihre menschliche Verantwortung können sie gleichermaßen veranlassen, eine große oder eine kleine Familie zu wollen, sich ein neues Kind zu wünschen oder sich keines mehr zu wünschen. Ihr Gewissen ist hier das Entscheidende und nicht ein geistlicher Ratgeber oder ein Arzt.“

Daraus folgert Bischof Bekkers: „Derjenige, der sich in aller Ehrlichkeit bemüht, nach dieser Auffassung zu leben, jedoch unter Berücksichtigung aller mit dem menschlichen Leben und dem menschlichen Tun verbundenen Unvollkommenheiten, der hat richtig und in Übereinstimmung mit seinem Auftrag gelebt.“ Von dieser Sicht müßten deshalb die Eheleute bei der schwierigen Frage ausgehen, wie sie ihre Geburtenregelung verwirklichen wollen. Zu den verschiedenen Methoden der Geburtenregelung erklärte der Bischof: jede Methode habe etwas Unbefriedigendes an sich, weil sie die Gefahr in sich berge, die rechte Auffassung von der Ehe preiszugeben, in der Liebe nachzulassen oder sich gegenseitig untreu zu werden. Auch die periodische Enthaltbarkeit, die der katholischen Auffassung von der Ehe am nächsten komme, habe ihre Nachteile. „Wenn es wahr ist, daß das Leben und die Auffassung vom Leben an das Wachstum und die Entfaltung gebunden sind bis zum Tode, so muß man den Mut aufbringen, die Tatsache hinzunehmen, daß sich viele Leute noch in einer Phase der Entwicklung befinden. Sie sind noch nicht zu einem authentischen Leben gelangt. Die Moraltheologie muß dieser Realität Rechnung tragen. Wir wissen, daß die periodische Enthaltbarkeit für viele Ehepaare eine Lösung darstellt. Aber wir wissen immerhin auch, daß sie für andere unüberwindliche Schwierigkeiten mit sich bringt.“

Es sei durchaus zu begreifen, daß es Situationen gebe, in denen man sich nicht in der Lage sehe, christliche und menschliche Werte respektieren zu können. Die Kirche bleibe da keinerlei Vorurteilen verhaftet. Sie behaupte nicht, daß solche Leute vom Egoismus oder von der leichten Liebe getrieben seien, auch wenn das tatsächlich manchmal der Fall sei. „Sie weiß, daß eine wohlgegründete (bien ententionné) Sorge um die Familie und

die Sorge eines jeden Ehepartners um den anderen auf Wege führen kann, die sie nicht zu billigen vermag. Sie weiß auch, daß das, was der eine verwirklichen kann, für den anderen unmöglich ist. Und in diesem Falle räumt die Kirche Platz ein für einen graduellen, oft langsamen und sehr zögernden Fortschritt, genauso wie das auf jeden anderen menschlichen Bereich zutrifft, auf den Bereich der Nächstenliebe, der Ehrenhaftigkeit, des religiösen Lebens usw.“ Solange die Menschen noch nicht besonders fortgeschritten seien, halte sich die Kirche an den Grundsatz: „Die Menschen, die sich unablässig anstrengen, sind trotz aller Unvollkommenheiten auf dem rechten Weg.“ Die Kirche setze ihr ganzes Vertrauen auf die aufrichtige Liebe und die Verantwortung der Eheleute, die ihre Liebe auf der Liebe und der Macht des Herrn aufbauen. Das Leben habe notwendigerweise seine Unvollkommenheiten. Die Liebe könne auf dieser Welt nur verwirklicht werden, wenn man zugleich die Existenz dieser Unvollkommenheiten anerkenne. „Die irdische Liebe ist durch die Tatsache charakterisiert, daß sie ein fortwährender Appell an den guten Willen und die Nachsicht des Partners und besonders an die Barmherzigkeit Gottes ist.“

Aus Amerika

Johannes XXIII. und Lateinamerika Noch ist es zu früh, eine Bestandsaufnahme der Impulse zu versuchen, die von dem nun abgeschlossenen Pontifikat Johannes' XXIII. auf die Länder Lateinamerikas ausgegangen sind. Ein solcher Versuch hätte sich an drei Fragestellungen zu orientieren: 1. Wie hat sich die Haltung des verstorbenen Papstes ausgewirkt, die man in Analogie zu der gegenwärtigen italienischen Innenpolitik gelegentlich als „Öffnung nach links“ bezeichnet hat? 2. Welche Früchte hat die Erste Sitzungsperiode des Konzils bereits reifen oder doch erhoffen lassen? 3. Welche Anregungen sind von den beiden großen Enzykliken *Mater et magistra* und *Pacem in terris* ausgegangen?

Zur ersten Frage sind in verschiedenen Ländern bischöfliche Mahnungen ergangen, die einer Verwirrung der Gewissen vorbeugen wollen, indem sie darauf hinweisen, daß sich an der grundsätzlichen Einstellung der katholischen Kirche zu dem gottfeindlichen Kommunismus nicht das mindeste geändert habe und daß die aufsehenerregenden Gesten des Papstes lediglich einer pastoralen Sorge um die Millionen katholischer Christen im kommunistischen Machtbereich entsprungen seien. Wieweit damit der psychologische Schock wirklich aufgefangen und einer propagandistischen Ausbeutung durch den Kommunismus die Spitze abgebrochen werden konnte, läßt sich einstweilen nicht ermessen, da es in keinem lateinamerikanischen Land seitdem einen ähnlichen Testfall gegeben hat, wie es die italienischen Wahlen gewesen sind. Immerhin läßt sich denken, daß die andeutungsweise sichtbar gewordene Möglichkeit eines Dialogs zwischen Katholiken und Kommunisten für manche politische Strategie und Taktik ein nicht ungefährliches Alibi zu schaffen geeignet sein dürfte.

Über die Präsenz Lateinamerikas auf dem Konzil ist an dieser Stelle (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 167 ff.) ein allgemeiner Bericht gegeben worden. Vieles deutet darauf hin, daß andererseits auch das Konzil indessen in Lateinamerika präsent geworden ist: die neuerkannte gesamtkirchliche Verantwortung für diese be-

drohte und zugleich so verheißungsvolle Christenheit beginnt sich in mancherlei Hilfswerken auszuwirken, und auch in den Ländern Lateinamerikas werden pastorale, liturgische und sogar ökumenische Initiativen ergriffen, die durchaus der Gesamttenenz des Konzils entsprechen. Jedoch sind einstweilen vor allem hoffnungsvolle Erwartungen auf den Fortgang des Konzils zu verzeichnen und nicht so sehr konkrete Erfüllungen.

Ausführlicher läßt sich die dritte Frage beantworten. In der Tat hat es den Anschein, daß man in vielen Ländern Lateinamerikas die beiden Lehrschreiben zu den sozialen und politischen Fragen sehr aufmerksam gelesen und eine ganz unmittelbare Beziehung zu den je eigenen Problemen entdeckt zu haben geglaubt hat, wie ja auch wirklich bei ihrer Abfassung der Papst an den „Tiers Monde“, wie die Franzosen gern die Entwicklungsländer nennen, sehr bewußt gedacht haben mag. Die päpstlichen Wegweisungen haben am ehesten Aussicht, in solchen Ländern in die Tat umgesetzt zu werden, deren Bevölkerung weiterhin christlich ist und deren Regierungen nach einer Orientierung suchen, die eine grundlegende Strukturveränderung ermöglicht, ohne die bestehende Ordnung dem Chaos einer radikalen Revolution auszuliefern, wie sie von Kuba her drohend an ihre Tore pocht.

Die Auswirkungen von „Mater et magistra“

Bezeichnenderweise haben denn auch in verschiedenen Ländern Lateinamerikas die Bischöfe zu Problemen ihrer Stimme erhoben, die in den Bereich des politisch-sozialen Wissens gehören, und das mit einem Freimut, der sie zu Vätern und Führern ihrer Völker macht. Bereits am 18. September 1962 — bezeichnenderweise am Nationalfeiertag — hat der *chilenische* Episkopat in einem umfangreichen Lehrschreiben die Grundsätze von *Mater et magistra* (vgl. Herder-Korrespondenz 15. Jhg., S. 536 ff.) auf die Verhältnisse ihres Landes sehr konkret angewandt und damit vielleicht zu dem Erfolg der *Democracia Cristiana* bei den letzten Kommunalwahlen im April beigetragen, der dieser durchaus auf Zuständereform gerichteten Partei für die 1964 fälligen Präsidentenwahlen die Schlüsselstellung verschaffte, wobei freilich offenbleibt, ob alle Bischöfe dieses Ergebnis beabsichtigt hatten. *Argentinische* Bischöfe haben mehrfach unter Berufung auf die Mahnungen des Papstes zu der schwelenden Dauerkrise, die seit Jahren das Land vergiftet, beschwörend Stellung genommen, wobei man sich allerdings fragen muß, welches Echo solche Appelle in einem Lande finden können, in dem nach einer Meldung des Militärseelsorgeamtes von Buenos Aires vom März dieses Jahres auf Grund statistischer Erhebungen 80 Prozent aller männlichen Jugendlichen von zwanzig Jahren keine Beziehungen zur religiösen Praxis haben! Die Bischöfe von *Perú* haben in einem gemeinsamen Hirtenschreiben vom 1. Mai dieses Jahres sehr ernste Worte zur sozialen und politischen Lage ihres Landes gesprochen, in denen das Echo der päpstlichen Enzykliken sehr deutlich zu vernehmen und zugleich die Sorge zu spüren ist, von der die Oberhirten angesichts der bevorstehenden Präsidentschaftswahlen erfüllt sind, die nach einer Unterbrechung von einem Jahr das gegenwärtige Militärregime wieder durch verfassungsmäßige Zustände ersetzen sollen, zugleich aber auch die unaufschiebbaren Reformen einleiten müßten.

Sehr energische Töne schlagen auch die Bischöfe *Paraguays* in einem gemeinsamen Hirtenbrief an, in dem sie eine „umfassende Sozialreform“ verlangen und die „unchrist-

liche, liberalistisch-kapitalistische Mentalität der Oberschicht“ anprangern, deren Wandlung nur durch ein durchdachtes Erziehungsprogramm zu erreichen ist.

Die Auswirkungen von „Pacem in terris“

Das wohl bedeutsamste und zugleich typischste Beispiel einer Anwendung der in *Pacem in terris* (vgl. ds. Jhg., S. 476 ff.) enthaltenen päpstlichen Weisungen ist bislang die von den drei Kardinälen und weiteren drei Erzbischöfen am 30. April 1963 erlassene Botschaft der Zentralkommission der *brasilianischen* Bischofskonferenz. Gleich zu Beginn des bedeutsamen Dokumentes wird als Leitmotiv hervorgehoben, daß „der Friede Früchte brüderlicher Gesinnung unter den Menschen zeitigen“ müsse. Damit wird sofort auf die gegenwärtige soziale und politische Lage Brasiliens angespielt, die sich in den verflossenen Monaten noch mehr zugespitzt hat. Im ersten Teil wird offen und freimütig diese Lage dargestellt, in der „die breiten Massen am Fortschritt der Gesamtentwicklung keinen Anteil haben und wo Elend und eine erschreckende Kindersterblichkeit herrschen“. Die sozialen Verhältnisse in Land und Stadt müßten unabweichlich zu einer immer mehr wachsenden Entpersönlichung führen, wenn nicht die Würde der Arbeit und der Wunsch nach Einheit und Verbundenheit zwischen den Menschen und den Strukturen durch eine echte Volks-erziehung den ihnen zukommenden Platz fänden. Das aber sei nur möglich, wenn die bestehende „Ordnung“ im Lichte der Enzyklika *Pacem in terris* als das erkannt würde, was sie in Wahrheit sei: eine auf kapitalistischer Grundlage errichtete Unordnung voll schreiender Ungerechtigkeit, die durch unaufschiebbare Strukturwandlungen abgelöst werden müsse.

Im folgenden werden dann sehr konkrete Forderungen erhoben, die seit langem auf dem Programm aller Regierungen stehen, die einander im Laufe der letzten Jahrzehnte in Brasilien abgelöst haben, ohne daß je etwas Entscheidendes geschehen wäre. An erster Stelle steht die Agrarreform, zugleich das heißeste Eisen in der gegenwärtigen politischen Situation des Landes. Die Bischöfe bekunden, daß es mit der lediglich demagogisch wirksamen Landverteilung allein nicht getan sei, sondern daß ein ganzes System von Kreditgewährung, technischer Hilfe, Bildung und Erziehung hinzukommen müsse, um einen gesunden und selbständigen Bauernstand zu schaffen. In sehr abgewogener Weise, der man die internen Auseinandersetzungen innerhalb des Episkopates noch anmerkt, nehmen sie zu der augenblicklich umstrittensten Frage der Enteignung bzw. der Entschädigung für die zu enteignenden Ländereien Stellung — eine Frage, die das Land gegenwärtig an den Rand einer Staats- und Verfassungskrise zu führen droht. Die Verfassung sieht nämlich vor, daß Enteignungen nur gegen Barentschädigungen vorgenommen dürfen, während die Regierung eine Verfassungsänderung erzwingen will, um durch langfristige Schuldverschreibungen die Eigentümer indemnisieren zu können, an deren Wert natürlich niemand im Lande glaubt. Während die Regierung darauf hinweist, daß eine Barentschädigung für die Enteignungen von nur 10 Prozent des in Privatbesitz befindlichen Landes eine Belastung der Staatskasse mit 2000 Milliarden Cruzeiros (einer astronomischen Summe!) bedeuten würde, setzen die bedrohten Eigentümer den Wert mit „nur“ 200 Milliarden Cruzeiros ein und weisen überdies darauf hin, daß sich fast zwei Drittel des brasilianischen Bodens

ohnehin im Besitz der öffentlichen Hand befinden, die also zuallererst das benötigte Land zur Verfügung stellen solle, anstatt eine verfassungsfeindliche und eigentumsvernichtende Sozialisierung auf kaltem Wege zu planen (vgl. „Neue Zürcher Zeitung“, 5. 7. 63). Die Bischöfe erkennen das Recht zur Enteignung, aber auch die Pflicht zu einer wertentsprechenden Entschädigung grundsätzlich an, ohne den Verfassungsstreit im einzelnen zu berühren.

Im weiteren nehmen sie zu Fragen der sozialen Gerechtigkeit in industriellen Unternehmungen Stellung und treten für eine organische Art der Mitbeteiligung der Arbeiter ein. Ein sehr ernstes Wort gilt der immer wieder verlangten und immer wieder vertagten Steuerreform, die zudem auch eine Bedingung für das Wirksamwerden der Allianz für den Fortschritt wäre. Vor allem wird hier der Skandal der Kapitalflucht schärfstens angeprangert. Zur Reform der Verwaltung und des ganzen Regierungsapparates werden beherzigenswerte Wahrheiten mit aller Deutlichkeit ausgesprochen, und die herrschende Korruption wird unverhüllt beim Namen genannt. Ähnlich klar sprechen sich die Bischöfe zur Frage der Wahlreform aus, wobei sie sich offenbar für eine Ausweitung des Wahlrechtes auf die bisher davon ausgeschlossenen, jedoch überaus zahlreichen Analphabeten einsetzen, unter ausdrücklicher Berufung auf die Enzyklika, die davon spricht, daß „das Recht einer aktiven Beteiligung am politischen Leben... mit der Würde der menschlichen Person innerlich verbunden“ sei. Sie vergessen allerdings nicht, hinzuzufügen, daß ein solcher sozialer Wandel nur möglich sei durch gründliche Erneuerung des gesamten Erziehungs- und Bildungswesens.

Die Rechtfertigung zu solcher Sprache entnehmen die Bischöfe Brasiliens abschließend ihrer Pflicht, als geistige Führer des Volkes zu einer tiefgreifenden Gewissensreform aufzurufen, bei der die Familie in ihrer allseitigen Bedrohung zuallererst geschützt und von innen her erneuert werden müsse. Die Bischöfe interpretieren *Pacem in terris* als ein großes Programm zu einer Welterneuerung, zu der die Kirche wegweisend mitzuwirken habe, freilich in der Form, daß die mündigen Laien die konkreten Anwendungen der christlichen Soziallehre in eigener Verantwortung zu vollziehen hätten. Sie machen sich den mutigen Optimismus des Papstes zu eigen, der gesagt hat, daß „alle einsehen müßten, wie wenig das, was bereits geleistet worden ist, im Vergleich zu dem bedeutet, was noch zu tun übrigbleibt“. So ermahnen sie alle Christen Brasiliens, ganz persönlich und in innerer Erneuerung ihr Leben in dieses Klima der Hoffnung zu stellen, um mehr und mehr Salz der Erde und Licht der Welt zu werden, da von ihnen und von allen Brasilianern guten Willens die zukünftige Entwicklung des Landes abhinge.

Die Sprache dieser Botschaft wie auch der anderen zuvor erwähnten bischöflichen Dokumente ist spürbar Geist vom Geiste des verstorbenen Papstes, und man darf hoffen, daß die Spur von seinen Erdentagen in den Ländern Lateinamerikas nicht allzu schnell verblasen wird.

Die katholische Kirche in den Vereinigten Staaten

Beim Verlag P. J. Kenedy and Sons, New York, ist die neueste Auflage des „Catholic Directory for the United States“ erschienen. Dieses statistische

Jahrbuch wurde in zwei verschiedenen Ausgaben aufgelegt. Die erste Ausgabe enthält auf 1540 Seiten alle wichtigen statistischen Angaben über die Kirche in den

Vereinigten Staaten und gibt einen allgemeinen Überblick über das Wachstum der Kirche und ihrer Einrichtungen während der letzten zehn Jahre. Die zweite, vollständige Ausgabe enthält zusätzlich einen Anhang von 204 Seiten mit den wichtigsten kirchlichen Daten aus den englisch sprechenden Ländern (Großbritannien, Kanada, Australien usw.), aus Irland und den Philippinen.

Einige Daten aus dem „Catholic Directory“, die in besonderer Weise das Wachstum der Kirche in den Vereinigten Staaten veranschaulichen, seien hier wiedergegeben. Soweit nichts anderes erwähnt wird, betreffen die hier angeführten Zahlen den Stand vom 1. Januar 1963. Die Gesamtzahl der Katholiken in den Vereinigten Staaten beträgt nach dem „Catholic Directory“ 43 851 538. Die Katholiken verzeichnen einen Zuwachs von 969 372 allein für das Jahr 1962 und einen Zuwachs von 13 426 523 seit dem Jahre 1953, das sind 44,1% der damaligen Gesamtzahl der Katholiken (30 425 015). Dieser Zuwachs ist in erster Linie auf den großen Kinderreichtum der Katholiken zurückzuführen. Wieweit bei den genannten Zahlen auch Konversionen eine Rolle spielen, wird in dem Jahrbuch nicht erwähnt. In den Vereinigten Staaten gibt es (einschließlich Alaskas und Hawaiis) 28 Erzdiözesen und 120 Diözesen. Zu sieben Erzdiözesen und einer Diözese gehören jeweils über eine Million Katholiken. Die katholikenreichste Diözese ist Chicago mit 2 293 900 Gläubigen. Es folgen Boston mit 1 733 620, New York mit 1 704 350, Newark mit 1 512 311, Brooklyn mit 1 503 628, Los Angeles mit 1 477 408, Detroit mit 1 429 670 und Philadelphia mit 1 263 625. Den größten Zuwachs während des letzten Jahres hatten die Diözesen Chicago (130 520), New Orleans (65 929), Los Angeles (55 930), Tucson (55 309), New York (52 950), Rockville Centre (40 668), Miami (37 097). Die Hierarchie ist vertreten durch 5 Kardinäle, 31 Erzbischöfe und 201 Bischöfe. Die Zahl der Priester beträgt 56 540, die höchste Zahl, die in den Vereinigten Staaten bisher erreicht wurde. 34 465 (Zuwachs 691) gehören dem Weltklerus, 22 075 (Zuwachs 268) gehören dem Ordensklerus an. Für das Jahr 1962 werden im ganzen 1742 Neupriester genannt. Drei Erzbischöfe, drei Bischöfe und 783 Priester sind während des letzten Jahres gestorben. Laienbrüder aus den verschiedenen Orden gibt es 11 968 und Ordensschwwestern 177 154. Der Zuwachs beträgt bei den Ordensbrüdern 566, bei den Schwestern 3803. Es gibt in den Vereinigten Staaten 17 298 Pfarreien, davon 16 790 mit einem im Ort residierenden Pfarrer und 508 ohne residierenden Pfarrer. 145 Pfarreien wurden 1962 neu gegründet. Hinzu kommen mehrere Tausend Seelsorgsstellen ohne den Rang einer Pfarrei. Das Jahrbuch nennt zudem 14 185 Schulen aller Grade, von ihnen wurden 170 Schulen 1962 neu errichtet. Im einzelnen setzen sich diese Schulen zusammen aus 10 322 Pfarrschulen, 454 privaten Volksschulen, 1537 von Pfarren getragenen High-Schools, 895 privaten High-Schools, 282 Colleges und Universitäten und 454 Ordensseminarien und Scholastikaten sowie 107 Seminaren für den Weltklerus.

Aus dem Fernen Osten

Missionarische Forschungsarbeit für Japan Ende 1962 zählte Japan nach einer amtlichen Schätzung 95,3 Millionen Einwohner, von denen etwa 735 000 (0,77%) Christen waren: rund 400 000 Protestanten, 300 000 Katholiken, 35 000 Orthodoxe. Letztere sind

heute mit der russisch-orthodoxen Hierarchie der Vereinigten Staaten eng verbunden, und die freundlichen Beziehungen der katholischen Hierarchie in den USA zu den dortigen orthodoxen Prälaten haben dazu beigetragen, auch in Japan die beiden Kirchen einander näherzuführen. „Das Christentum“, so schrieb das von der Religionssektion des japanischen Erziehungsministeriums herausgegebene Jahrbuch über die Religionen von 1961, „hat vom Ende des Krieges bis 1951 eine erhebliche Prosperität erlebt. Die unmittelbare Nachkriegsentwicklung wurde oft als das begeisterte Vorwärtsdrängen der Besatzung bezeichnet, hat aber einer Periode ruhigerer Ausdehnung Platz gemacht, die als unabhängige oder überlegt geplante Evangelisation gewertet werden kann.“ Lassen wir diese interessante Wertung einer japanischen Zentralbehörde vorläufig auf sich beruhen. Tatsache ist jedenfalls, daß die beiden großen christlichen Bekenntnisse nach dem Kriege einen kräftigen Auftrieb erlebten, den man in den Kreisen der christlichen Missionare Japans heute rückblickend vielleicht nicht sehr glücklich als „Nachkriegsboom“ bezeichnet, und daß später an dessen Stelle ein ruhiges und langsames Fortschreiten, keinesfalls aber eine Stagnation getreten ist. Man weigert sich, die Nachkriegserfolge rein äußeren Einwirkungen zuzuschreiben, gibt aber zu, daß solche zweifellos im Spiele waren. Sie sind bis jetzt nicht im einzelnen untersucht worden, obwohl eine solche Untersuchung für die zukünftige Arbeit der christlichen Kirchen sicherlich nützlich wäre. Aus dem großen Einfluß amerikanischer Kultur auf das Nachkriegs-Japan haben die christlichen Kirchen ebenso Nutzen gezogen wie aus der Bereitschaft des durch die Niederlage seelisch erschütterten japanischen Volkes, sich diesem Einfluß bereitwillig zu öffnen. Es ist ganz natürlich, daß der Zufluß zu den Kirchen sich verlangsamt, als Japan wieder zu sich selbst zurückfand. Da das Christentum noch nicht tief genug in die japanische Kultur eingedrungen ist, um für die Massen den Charakter einer ausländischen Religion verloren zu haben, muß sich jede Trübung des Verhältnisses Japans zum Westen, besonders zu Amerika, irgendwie auf die psychologische Bereitschaft zur Annahme der „Religion des Westens“ auswirken. Das ungeheure Erstarken der sog. Neuen Religionen in Japan nach dem Kriege ist gewiß kein Beweis für ein Verlangen nach echter Religion, so wie sie das Christentum auffaßt und darstellt. Denn diese Religionen versprechen fast alle irdischen Frieden, irdisches Glück und irdisches Wohlergehen und lassen das Jenseitige, Gott, sittlich-religiöse Forderungen Gottes zumindest im Nebel des Unbestimmbaren. Aber sie wurzeln alle, trotz mannigfacher Entlehnungen aus dem Christentum, aus den Ideen der Anthroposophie, des modernen Humanitarismus westlicher Prägung, des westlichen Mystizismus usw., in dem gewachsenen (heidnisch-religiösen) Kulturboden. Etwa seit 1951 begann bei den beiden großen christlichen Bekenntnissen die Kurve der Konversionen abzuflachen. Während nun auf protestantischer Seite seit 1961 etwa 25% der ausländischen Mitarbeiter zurückgezogen wurden, um sie auf nach Meinung der betreffenden Gesellschaften fruchtbareren Arbeitsfeldern einzusetzen, hat die katholische Mission, unbeirrt durch die „Durststrecke“, die sie hinsichtlich der Konversionen zu durchwandern hatte, die ausländischen Hilfskräfte dauernd verstärkt. Diese sollten ja nicht nur im direkten Apostolat arbeiten, vielmehr auch in der Klerusbildung, im Ausbau der zentralen Seelsorgeeinrichtungen, im indirekten Aposto-

lat, in den wissenschaftlichen Institutionen und in der Ausgestaltung der modernen Kommunikationsmittel. Immer mehr ergibt sich auch die Notwendigkeit einer pastoralwissenschaftlichen Arbeit und der wissenschaftlichen Erforschung der überaus komplexen japanischen Kultursituation von heute, die eine der wesentlichen Voraussetzungen für ein in die Tiefe und Breite gehendes Apostolat ist. Man kann die Konvertitenzahlen heute nur in dem Maße steigern, als die Kirche in den Kulturraum eindringt, in dem die Menschen leben, die man konvertieren will. Immer neue Kräfte verlangt vor allem das sich glänzend entwickelnde katholische höhere Schulwesen bis hin zu den katholischen Universitäten. Es schafft Kontakte, beseitigt Vorurteile, bringt vor allem christliche sittliche Anschauungen an die 102 165 jungen nichtchristlichen Japaner und Japanerinnen heran, die neben 11 288 katholischen die Bildungsstätten besuchen, und trägt in einem eminenten Sinne dazu bei, der Kirche Eingang und Einfluß im öffentlichen sowie im Kulturleben zu verschaffen.

Das Geheimnis des langsamen Fortschritts

Mehr als jede andere Mission verlangt die Japanmission, daß man sie nicht nur nach den Zahlen der Jahresstatistiken wertet. Diese können natürlich unter Umständen sehr vieles bedeuten. So waren wohl manche überrascht, als die Agenzia Fides im Februar 1963 feststellte, daß 70% aller kirchlich geschlossenen Ehen in Japan Mischehen sind, die bezeichnenderweise in ihrer überwältigenden Mehrzahl in den Gebieten der Neuchristen (außerhalb Kyushus, des Bezirks der Altchristenmission) geschlossen werden, in denen es für die katholischen Ehemwilligen überaus schwer ist, einen katholischen Partner zu finden. Was die Kirche tun kann, um die Zahl dieser Mischehen auf ein erträgliches Maß herunterzudrücken, können nur Untersuchungen, vor allem solche pastoralwissenschaftlicher und soziologischer Art, an Ort und Stelle ergeben. Daß diese Ehen eine schwere Belastung für die gesunde Entwicklung der Kirche darstellen, geht schon daraus hervor, daß jährlich sicher mehrere Tausend Kinder, die solchen Ehen entstammen, nicht getauft werden! Es mutet unter solchen Umständen etwas eigenartig an, wenn man unter den Wünschen japanischer Katholiken zum Konzil, die durch eine Rundfrage festgestellt wurden, u. a. dem Wunsch nach Abschaffung der schriftlichen Zusicherungen begegnet, die bei Eingang von Mischehen verlangt werden, da dies den Japaner kränke, dem das gegebene Wort heilig sei.

Andererseits ist es angesichts der Aufgabe der Kirche Japans, die sich bei den Massen erst bekannt machen, das indirekte Apostolat neben dem direkten pflegen und im Ringen um das Eindringen in die japanische Kultur einen Teil ihrer besten Kräfte binden muß, ungerecht, wenn man aus der bloßen Gegenüberstellung der Zahl der Katechumenen und der Erwachsenentaufen mit der Zahl der Priester einen Schluß auf die relative Unwirksamkeit des Apostolats in Japan zieht. So brachte die Pressekorrespondenz des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung in den USA („Omnes“, 15. 10. 62) eine Notiz: „Japan: ein seltsamer Mangel an Gleichgewicht. Ständiges Anwachsen der Zahl der Missionare — ständiges Absinken der Erwachsenentaufen. Das ist die Krisis der japanischen Missionen.“ Es heißt dann weiter: „Obwohl die Erwachsenentaufen von 3965 im Jahre 1947 auf 12 000 im Jahre 1952 stiegen, sank ihre Zahl in den letzten vier Jahren unter 10 000. Von 1956 bis 1960 zählte man jeweils über

17 000 Katechumenen. Im letzten Jahr fiel ihre Zahl unter 10 000. Im gleichen Zeitraum wurde aber Japans Missionspersonal stark vermehrt. Man zählt heute 1704 Priester — einen auf je 168 Gläubige, dagegen 1947 nur 469 Priester. Ein ähnlicher Anstieg war bei den Brüdern und Schwestern zu verzeichnen. Und Japan hat seine eigene einheimische Hierarchie...“ Solche und ähnliche Äußerungen beunruhigen vor allem die 1237 ausländischen Missionare, die man zur Zeit zählt, und hier vor allem jene, die im direkten Apostolat arbeiten, aber auch die vielen, die irgendwie in Schule, Sozialarbeit, Caritas, Wissenschaft tätig sind, um den Durchbruch der Kirche in den Kulturraum zu fördern. Erstere erblicken darin einen versteckten Tadel, letztere eine Geringachtung jener Aufgabe, die sie als vordringlich und als eine Vorbedingung für größere Erfolge in dem Bemühen um Erweiterung des Lebensraums der Kirche erachten. Die Zahl von 1237 ausländischen Priestern muß im übrigen richtig gelesen werden. Angesichts der Schwierigkeit der japanischen Sprache, deren Anfänge den nichtjapanischen Priestern beim obligatorischen zweijährigen Besuch der Sprachenschule vermittelt werden, sind alle Neuankömmlinge erst nach ein paar Jahren überhaupt einsatzfähig. Sie besitzen dann die Sprachkenntnisse eines Primärschul-Absolventen und müssen vorbereitete Predigten Wort für Wort ablesen. Es braucht weitere Jahre des Selbststudiums, um die Sprache so zu beherrschen, daß man auch mit Gebildeten weltanschauliche Fragen nutzbringend erörtern kann, und nochmals weitere Jahre, um wissenschaftlich oder literarisch tätig sein zu können. Priester, die schon vor ihrer Weihe einen Teil ihrer Studien im Lande machten, können natürlich schneller als volle Kraft wirken. Wenn man alles dies bedenkt und sich vor Augen hält, daß die Kirche Japans gezwungen ist, einen großen Teil ihrer in- und ausländischen Kräfte im indirekten Apostolat und in der Erforschung des Kulturhintergrundes zu beschäftigen, um ein fruchtbares direktes Apostolat zu ermöglichen, versteht man besser, warum mit der bloßen Gegenüberstellung der Priesterzahlen mit der Zahl der Katechumenen und Konvertiten wenig gesagt ist. Die Japanmission ist dankbar für jede Kritik an ihren Methoden, wenn sie in voller Kenntnis der Gegebenheiten erfolgt und Wege zeigt, wie sie es besser machen kann. Aber man kann von ihr billigerweise im Kampf gegen den sich ausbreitenden Säkularismus nicht mehr Erfolge erwarten als in den westlichen Kirchen, von denen sie auf diesem Gebiete gerne Lehren annimmt. Es ist in Japan, generell gesehen, auch nicht möglich, eine echte religiöse Grundhaltung mit christlichem Inhalt zu füllen, weil sie eben fehlt.

Bischof Dominikus S. Fukahori von Fukuoka schrieb unter dem Titel „Das Mysterium des langsamen (christlichen) Fortschritts in Japan“ im Vorjahr („Worldmission“ 1, 1962) einen Aufsatz, in dem er sich mit der Frage auseinandersetzt, inwiefern die Japaner zugleich religiös und religiös indifferent seien. Das Ergebnis dieser Untersuchung war, daß die Durchschnittsjapaner zwar wirklich wenig über Religion nachdenken und wenig eigene religiöse Überzeugungen haben, aber durch die ursprünglich religiösen (buddhistischen und shintoistischen) Gebräuche, die alle Fasern des Kulturlebens durchdringen und spontan gelebt werden, gehalten sind, brauchtmäßig, demnach religiös zu leben. Da nun, so führt der aus der Altchristengemeinde von Nagasaki stammende Bischof aus, jede religiöse Lehre, die im Gegensatz zu diesem Brauch-

tum steht, abgewiesen wird, so können die katholischen Missionare auf keinerlei Aufgehen ihrer Saat rechnen, wenn sie nicht die Geschichte dieser Bräuche studieren, wie es dazu kam, daß Buddhismus und Shintoismus einen solchen Einfluß auf die „mores“ des japanischen Volkes haben. Beachtlich ist hier wiederum die Forderung wissenschaftlicher Forschung zur Förderung des Apostolats. Ohne die sittlich-religiösen Werte zu leugnen, die im Leben nach dem Brauchtum objektiv fixiert sind, und ohne zu bestreiten, daß die Japaner ein wurzelhaft religiöses Denken und Fühlen in diese Bräuche hineinbringen, muß man sich allerdings fragen, ob man ein Leben nach einem ursprünglich religiös beseelten Brauchtum, dessen letzten Sinn man nicht mehr versteht und auch nicht zu verstehen sich bemüht, im subjektiven Sinne noch als „religiös“ bezeichnen kann. Im übrigen ist dieses Brauchtum selbst unter den gegebenen Umständen höchst anfällig gegenüber den Einflüssen eines gottfreien Diesseitsdenkens, von dem das moderne Japan bedroht ist. Wenn man den Ergebnissen gewisser Erhebungen vertrauen darf, verliert es auch infolge des Vordringens personalistischer Lebensauffassungen immer mehr an Boden. Angeblich wählen heute 41 Prozent der Japaner ihr Gewissen und nicht das Brauchtum als Führer, und 35 Prozent verlangen eher nach einer persönlichen als einer Familienreligion, die ja eine der wichtigsten Komponenten der Brauchtumsreligion ist. Es ist eines der heikelsten missionsstrategischen Probleme, ob das Christentum in Analogie zu Entwicklungen früherer heidnischer Zeit Erfolg bei dem Bemühen haben wird, ein Brauchtum christlich zu beeinflussen, das in dem großen Wandlungsprozeß der japanischen Kultur allmählich eingeschmolzen wird. Hier wie in anderen fundamentalen Fragen der Missionsmethoden in Japan findet man unter den Missionaren keine einheitlichen Auffassungen, auch nicht unter den 462 japanischen Priestern.

Selbstkritik der Missionare

In den ersten Jahren nach dem Kriege wurde die katholische Mission vom Schwung ihrer eigenen Erfolge getragen. Es gelang ihr nicht nur, die durch den Atombombenwurf auf Nagasaki schwerstens heimgesuchte Altchristenmission wiederaufzubauen, sondern auch die Zahl der Christen im übrigen Japan so zu vermehren, daß sie sich fast vervierfacht hatte. So beging man im Jahre 1959 die Hundertjahrfeier der „neuen Mission“ mit froher Genugtuung, obwohl damals schon der Rückgang der Konvertitenzahlen zum Nachdenken veranlassen mußte. Die Protestanten, die von demselben Schicksal betroffen waren, begannen vor den Katholiken mit einer Überprüfung der Lage. Auf katholischer Seite wurde die Selbstkritik eigentlich erst eingeleitet durch einen Artikel, den einer der angesehensten Altmissionare, P. Jacques Candau, unter dem Titel „Warum weniger Konversionen?“ im Aprilheft 1960 der sehr gut geleiteten Kleruszeitschrift „The Japan Missionary Bulletin“ (Tokio) schrieb. Trotz einiger überspitzter Formulierungen wurde der Aufsatz als Weckruf empfunden und löste unter den ausländischen Priestern, an deren Adresse er gerichtet war, eine lebhafte Diskussion aus. Candaus Grundtendenz war die Forderung eines stärkeren Eindringens in die japanische Mentalität und Kultur. Im einzelnen setzte er sich für ein intensiveres Sprachstudium und für Abstellung von mehr Missionaren zu Hochschulstudien, besonders an japanischen Universitäten, ein. Er verlangte ein größeres Interesse der Seelsorgspriester für

die Geistes- und Meinungsströmungen in Japan und ein Wiederaufleben der alten schönen Tradition der Japanmissionare, sich dauernd intellektuell weiterzubilden. Er beklagte, daß es im Lande kein eigenes apostolisches Forschungszentrum gebe, wie es für die einzelnen Missionsländer die Enzyklika *Princeps pastorum* anrege, verlangte ein stärkeres Bemühen, an die Nichtkatholiken heranzukommen, und setzte sich für eine größere Anpassung der Missionare selbst wie auch der Kultgebäude und der Liturgie ein. Die Gefahr dieses Artikels war, daß Außenstehende bei seiner Lesung zu der Meinung kamen, die Japanmission liege im argen, während doch in Wirklichkeit damals schon vieles geschah, was in der Linie der Wünsche des Autors lag. Wenn aber die Grundhaltung der Seelsorge nicht korrekturbedürftig gewesen wäre, würde der Artikel nicht ein so lebhaftes Echo geweckt haben. Einer der großen Wünsche Candaus wurde inzwischen durch Gründung des „Oriens-Instituts für Religionsforschung“ in Tokio erfüllt, dessen Leitung Jos. J. Spae CICM, Herausgeber des „Missionary Bulletin“ und Vorsitzender des von den Bischöfen geschaffenen Komitees für das Apostolat, übernahm. Candau erwartete übrigens von der Erfüllung seiner Wünsche keineswegs ein plötzliches Ansteigen der Konversionsziffern. Lange Zeit noch werde der wirkliche Erfolg der apostolischen Arbeit nicht sichtbar werden, „weil er hauptsächlich auf der Ebene der nationalen Unwägbarkeiten zu finden sein wird“. Der Artikel schließt mit den Sätzen: „Anpassung in Architektur, liturgischer Gewandung usw. ist ein Schritt in die rechte Richtung. Aber eine weit schwierigere Anpassung besteht darin, daß wir japanisch denken und fühlen lernen. Wenn wir aus unserem Gehäuse heraustreten, dem Volke begegnen, den Armen das Evangelium künden, der ganzen Nation das wahre Antlitz Christi zeigen, dann werden wir entdecken, daß die Zahl derer, die nach uns Ausschau halten, Legion ist und daß den Japanern gerade in unseren Tagen eine Zeitperiode gegeben ist, die sie zu durchwandern haben und in der es ihnen überlassen ist, nach Gott zu suchen, der keinem von ihnen fern ist, denn sie sind ja seine Kinder (vgl. Apg. 17, 26—27).“

Bei Erörterung des Artikels von Candau wurde mehrfach darauf hingewiesen, daß der christliche Einfluß in Japan viel größer sei, als die Konversionszahlen vermuten lassen. Ja, es bezeichne sich eine nicht geringe Zahl von heidnischen Japanern als Christen, die nie mit den christlichen Kirchen in Berührung traten. Möglicherweise ist die Schätzung von 3% Christen (statt der aus den Angaben der christlichen Kirchen ermittelten Zahl von 0,77%) seitens der amtlichen Religionsstatistik der Regierung auf solche Beobachtungen zurückzuführen. Wenn in Japan im letzten Jahr 2,7 Millionen Bibeln verkauft wurden, so daß dieses Volk hinter den USA und Indien in der Reihe der bibellesenden Nationen der Welt an dritter Stelle steht, so darf man dies doch sicher als ein Zeichen dafür werten, daß man sich für die Lehre Christi interessiert. „Der im stillen wirkende Einfluß der Bibel, die geheimnisvolle Anziehungskraft des Wortes Gottes sind so groß, daß die Heilige Schrift ständig in Zeitungen und Büchern zitiert wird. Die Katholiken sind hier den unermüdlichen Bemühungen der Protestanten in der Verbreitung der Bibel zu großem Dank verpflichtet“, schreibt der Korrespondent der Agenzia Fides aus Tokio unter dem 16. März 1963. Damit man aber gleichzeitig dieses Interesse an der Bibel in die gesamte japanische Kultursituation

richtig hineinstellt, fügt der Bericht hinzu, daß im Vorjahr in Japan auch eine Million Exemplare der Bücher von Karl Marx gedruckt wurde. Offenbar sehe sich Japan heute mit zwei sich widersprechenden Systemen konfrontiert, mit dem Christentum und dem Marxismus. Von beiden habe es gekostet, mit beiden auch etwas experimentiert, aber auf seine Weise. Es gehe bei diesem Prozeß Japan nicht darum, seinem innersten Wesen untreu zu werden, das auf weltanschauliche Neutralität ausgerichtet sei. Es möchte am liebsten alles, was es für nützlich hält, absorbieren, verarbeiten und seiner eigenen Kultur einverleiben. Der wesentliche Unterschied beider Systeme werde allerdings von den meisten Japanern erkannt, und beim Vergleich komme das Christentum besser weg als der Marxismus. Wissenschaftler hätten einen vielsagenden Rückgang des marxistischen Denkens im Lande festgestellt, und die kommunistische Partei finde durchaus keinen Rückhalt in den Massen. Das Christentum aber ziehe immer mehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Aus diesen Strichzeichnungen ersieht man, wie vielgestaltig die Kultursituation in Japan ist. „Keine weltweite Missionspolitik kann automatisch auf Japan angewandt werden. Hier stellt sich ein spezifisches Problem, für das eine spezifische Lösung gefunden werden muß“, schrieb ein amerikanischer Priester, der sich mit dem Artikel von Candau auseinandersetzte („The Japan Missionary Bulletin“ 6, 1960).

Die Kirche im Dialog mit Japan

Mit diesem spezifischen Problem befaßte sich nun P. Spae in einem großangelegten Artikel „Missionarische Forschungsarbeit für Japan“ in der von ihm geleiteten Zeitschrift (Nr. 1, 1963). Wir können seine Gedankengänge hier nur zusammenfassend darstellen: Seit 1549 gibt es eine durch Jahrhunderte roh unterbrochene Zwiesprache zwischen der Kirche und Japan. Diese wird heute mit wechselnder Stärke hinsichtlich des ganzen Bereichs der Werte geführt, die eine Zivilisation kennzeichnen. Der neutrale Standort für den Dialog ist die Ebene der Nützlichkeitswerte, die mit dem Leben selbst verbunden sind. Der Beitrag zur Förderung dieser Werte seitens der Kirche wird von Japan dankbar angenommen. Leidenschaftlicher wird die Zwiesprache, wo sie das Gebiet der Ethik und Religion berührt. Auf sozialem Gebiete liegt hier unsere erste Kontaktstelle mit Japan, das in seiner Gesetzgebung und in manchen Erscheinungen des privaten und öffentlichen Lebens weithin von christlichen Grundsätzen geleitet wird. Gleichzeitig aber wird die wesentliche Beziehung von Religion und Ethik, teilweise infolge des westlichen Beispiels, teilweise infolge jahrhundertalter einheimischer Auffassungen, vollständig übersehen, wie auch der christliche Ursprung dieser Grundsätze unbekannt ist. Wenn aber ohne lebendige Synthese von Religion und Kultur eine Zivilisation nicht überleben kann, dann kämpft die Kirche, wenn sie für diese Synthese arbeitet, für Japan und bereitet gleichzeitig auf vor-katechetischer Ebene Japan zur Annahme Christi vor. Zwar hält eine diesseitig gerichtete Einstellung heute viele davon ab, sich in den Bannkreis neuer Religionen und neuer sittlicher Kräfte zu begeben, und die alten Religionen bzw. Philosophien werden als tot klassifiziert. Aber die Grundanschauungen, auf denen sie basieren, könnten in kritischen Lagen der Nation durchaus wieder zum Leben erstehen. Die Kirche sieht sich in der heutigen Übergangssituation in Japan unbegrenzten

Möglichkeiten gegenüber, die japanische Nation zu einem volleren Anteil an göttlicher Wahrheit und göttlichem Leben zu führen. Sie kämpft wie Japan um eine große Reihe von Werten des menschlichen Zusammenlebens. Die internationale Stellung der Kirche, mag sie sich auch als ein soziales Phänomen darstellen, beeindruckt diese Nation, die auf höchster Ebene der einst verfolgten Kirche warm und häufig begegnet. Dieses Bild der Kirche durch all unser Tun verbreitend, werden wir die verborgenen Sympathien tätig werden lassen, die unseren Glauben der Ethik Japans verbinden, die sich in einem Prozeß der Christlich-Werdung befindet.

Das letzte Stadium der Zwiesprache bezieht sich natürlich auf die rein religiösen Werte. Dieses Stadium ist für uns das erste der Zielsetzung nach und das letzte, das erreicht werden soll. Während nun die verschiedenen Wertbereiche weitgehend autonom sind, hängt die innerlich gleichförmige Entwicklung einer Nation von ihrem harmonischen Zusammenspiel in Richtung auf ein Endziel ab. Will unsere Forschungsarbeit wirksam sein, darf sie sich nicht auf die Heiligen Wissenschaften beschränken, sondern muß sich zunächst den Vorbedingungen für die Bekehrung zuwenden. Wir müssen Sozialanthropologie, Literatur, Kunst, natürliche und institutionelle Religion studieren. Eine solche Untersuchung hat in der Vergangenheit nicht in ausreichendem Maße stattgefunden und wird in der Gegenwart nicht systematisch betrieben, weil sie über die Kräfte des einzelnen Missionars und der einzelnen Missionsgesellschaften hinausgeht. Sie ist nur in internationaler „katholischer“ Zusammenarbeit möglich.

Hat das Christentum Japan nicht systematisch studiert, so studierte Japan seinerseits die Kirche nicht. Die Rolle christlicher Kultur im Westen ist ihm sozusagen unbekannt. Je mehr Japan westlich wird, um so stärker wird von der Kirche die Drohung vollständiger Säkularisierung Japans empfunden werden, wenn wir Christen nicht die Flut in die entgegengesetzte Richtung umzukehren vermögen, was durch kulturelle und Bildungskanäle zu erfolgen hat. Wir stehen heute außerhalb des Hauptstroms japanischer Kultur und sind in Gefahr, bei wachsender Säkularisierung uns in uns selbst zu verkapseln. Dies wiederum kann zur Folge haben, daß wir als Fremdkörper in der japanischen Kultur empfunden werden. Die augenblicklich herrschende unbestimmte Atmosphäre der Toleranz gegen uns kann bald in Intoleranz umschlagen. Die große geistige Gärung in Japan und die Bewegung der aus japanischem Kulturleben erwachsenen neuen Religionen greifen an die Wurzeln dieser Situation, die für die Kirche gefährlich werden kann, aber auch eine Chance darstellt. Deshalb ist das Studium und die führende Beeinflussung japanischer Kultur für uns Christen eine Frage auf Leben und Tod. Das Ergebnis einer wissenschaftlichen, vom Glauben inspirierten Gegenüberstellung zwischen den wesentlichen Überlieferungen des Christentums und der Kultur Japans wird die Reform von Strukturen und Ausdrucksformen der Kirche zur Folge haben mit dem Ziele, zur Begegnung der Menschen und Ideen auf der Von-Herz-zu-Herz-Ebene zu kommen, einer Begegnung, von der wir noch weit entfernt sind.

Ein Programm

P. Spae beklagt, daß es der christlichen Japanmission an Experten zur Erfüllung dieser Aufgabe mangelt. Es fehlt an christlichen Orientalisten aus dem Westen, die hier unentbehrlich sind, es fehlt auch an intellektuellen Kapazi-

täten unter den katholischen Missionaren. Zu ihrer Heranbildung wird zu wenig getan. Fortgeschrittene Forschungsarbeit ist höchstens sporadisch festzustellen. Es gibt ausgezeichnete katholische Gelehrte, Priester und Laien, Ausländer und Japaner, aber ihr Bemühen ist zu wenig zusammengeordnet und wird nicht zu gangbarer apostolischer Münze synthetisiert. Das Missionsbemühen in Japan leidet unter einer schwächenden intellektuellen Blutarmut. Unter den herrschenden Umständen war diese Entwicklung fast unvermeidbar. Der armselige Stand der orientalistischen Studien, insbesondere an katholischen Einrichtungen in den USA, ist teilweise dafür verantwortlich. Angesichts des ungeheuren Einflusses, den Amerika seit Kriegsende auf Japan ausübte, muß sich hier besonders das katholische Amerika um Besserung der aufgezeigten Lage bemühen. Der Verfasser gibt sich keinerlei Täuschung darüber hin, daß es „eine herkulische Aufgabe“ ist, die japanische Kultur christlich zu beseelen, da in Japan das größte Hindernis für die Bekehrung der allgemeine Glaube ist, daß Religion keine intellektuelle Bedeutung hat und keine Berührung mit der Wirklichkeit besitzt. Bei Erfüllung dieser Aufgabe hat indes die ganze Kirche, speziell jene der Vereinigten Staaten, noch eine Sendung zu erfüllen.

Japan verwirft nicht die westliche Kultur, ist aber zu verblüfft über unsere intellektuelle Verwirrung, um unsere Botschaft sorgfältig beachten zu können. Eine ernste Mahnung richtet P. Spae an die katholischen Universitäten. Würden sie ihre missionarische Aufgabe ernst nehmen, würde auch nur eine bedeutende katholische Universität der USA die Bekehrung Japans durch intellektuelle und finanzielle Zusammenarbeit mit Experten in Japan fördern, dann möchte man wohl in relativ kurzer Zeit eine neue Morgendämmerung für die Kirche im Fernen Osten erleben. Nichtkatholische amerikanische Universitäten machen bedeutende Anstrengungen zur Intensivierung der Kontakte mit dem Fernen Osten, haben

sogar in Japan ausgezeichnete Außeninstitute. Der Studentenaustausch wird von ihnen gepflegt. „Bei uns“, so schreibt Spae, „existiert nichts Ähnliches. Ausländischen katholischen Universitäten scheint der neue Welthumanismus, der in Japan wächst, vollständig zu entgehen.“

Bemühungen in den heimatlichen Zentren müßten sich verbinden mit ähnlichen Anstrengungen in Japan selbst. Spae empfiehlt die Gründung eines Instituts, dessen Aufgabe es wäre, auf der Basis von Analysen der öffentlichen Meinung und der kulturellen Faktoren der Kirche Japans Unterrichtung über Japan zu bringen und zugleich zur Formulierung neuer Methoden für die Herstellung von Kontakten mit der breiten Öffentlichkeit beizutragen. An diesem Institut könnten Personen, die mit der Kirche sympathisieren, auch jederzeit die katholische Stellungnahme zu wichtigen Fragen erfahren. Die vorgeschlagene Einrichtung würde auch kraftvoll zur Hebung des intellektuellen und apostolischen Standards von Priestern, Missionaren und Laien beizutragen haben. Sie wäre ein ausgezeichnetes Mittel zur Bildung einer Elite, die mit einem besseren Begreifen der nationalen Situation und der apostolischen Möglichkeiten in die verschiedenen Gegenden Japans zurückkehrt und aus geschärfter Blickrichtung der Zentralstelle Informationen zu geben vermag. Ein solches Institut würde auch für die Weltkirche eine Hilfe darstellen. Es müßte von einem wohlorganisierten internationalen katholischen Zentrum, etwa einer amerikanischen katholischen Universität, unterstützt werden. „Das beiderseitige Hinundherfluten von Experten und von Information sowie die gegenseitige Mitteilung von Forschungsmöglichkeiten würde uns hier in Japan zwingen, unseren Sektionalismus und unseren Kongregationalismus zu überwinden. Es würde uns auch jenen Beitrag an Personal und Geld sichern, dessen Mangel das Gefühl des Leerlaufs bei so manchem unserer Missionare erklärt, dem es vorkommt, als ob eine kraftvolle Lokomotive auf ein rostiges Nebengeleise abgeleitet wäre“ (P. Spae).

Hirtenworte in die Zeit

Die mitteldeutschen Bischöfe und Bischöflichen Kommissare zu „Pacem in terris“

An Christi Himmelfahrt, dem 23. Mai 1963, verfaßten die in der Berliner Ordinarienkonferenz zusammengesetzten Bischöfe von Berlin und Meissen sowie die Bischöflichen Kommissare in Erfurt, Magdeburg, Schwerin und Meiningen und der Kapitelsvikar in Görlitz einen gemeinsamen Hirtenbrief zur Friedenszyklika Papst Johannes' XXIII. Pacem in terris. Der Hirtenbrief wurde am Pfingstmontag, dem 3. Juni 1963, von allen Kanzeln der katholischen Kirchen Berlins und Mitteldeutschlands verlesen. Wir geben den Wortlaut nach der im „Petrusblatt“, der Berliner Kirchenzeitung, veröffentlichten und von Erzbischof Bengsch unterzeichneten Fassung wieder.

Zum hochheiligen Pfingstfest wünsche ich Euch allen die Gnadenfülle des Heiligen Geistes der Wahrheit und der Liebe, in dem wir zur Freiheit der Kinder Gottes berufen sind.

An diesem Tage möchte ich Euch hinweisen auf die Enzyklika unseres Heiligen Vaters „über den Frieden unter allen Völkern in Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe und

Freiheit“. Sie enthält die Lehre der katholischen Kirche zu einer der wichtigsten und brennenden Fragen unserer Zeit, mit der soviel Angst und Sehnsucht der Menschen aller Völker verbunden ist.

Mit Freude und Dankbarkeit begrüßen wir dieses Hirten-schreiben, denn es ist eine Zusammenfassung der vielen Mahnungen zum Frieden, welche die Päpste unermüdlich und eindringlich in den letzten Jahrzehnten verkündigt haben, angefangen von Papst Benedikt XV. über Pius XI. und Pius XII. bis zu unserem jetzigen Heiligen Vater Johannes XXIII. Besonders die zahlreichen Friedensappelle Pius' XII. sind in der Enzyklika verwendet, denn auf fast jeder Seite beruft sie sich auf seine Worte. Diese Bausteine der Friedenszyklika können von jedermann nachgelesen werden in zahlreichen Buchausgaben der Ansprachen Papst Pius' XII., dem unser deutsches Volk zu besonderem Dank verpflichtet ist.

Wertvoll ist für uns die Friedenszyklika des Heiligen Vaters, weil sie in knapper Weise die Ordnung der menschlichen Gemeinschaft darstellt, die in der großen Sozialenzyklika *Mater et magistra* ausführlich entfaltet